

## Macht das Brot nicht teurer!

Ein evangelischer Pfarrer schreibt uns:

Zu den Ausführungen der „Frankfurter Zeitung“ im Zweiten Morgenblatt Nr. 194 „Die neuen Getreidehöchstpreise. Eine Warnung“ sei ein Beitrag aus der Wirklichkeit des täglichen Lebens unserer kleinen Leute gestattet. Meine Gemeinde, eine größere Landgemeinde in einem babilischen Industriegebiet, setzt sich aus einem Stamm alteingesessener Kleinbäuerlicher Familien und einem starken Prozentfass Industriebevölkerung zusammen. Gewiß spürt auch unsere bäuerliche Bevölkerung den Krieg. Es fehlen die Männer, die Söhne. Wie wehren sich die Frauen! Sie schaffen für zwei. Was unsere Bauersleute kaufen müssen, ist jetzt auch teurer. Aber andererseits gilt jetzt alles, was sie verkaufen, vom Grünzeug, das sie auf den Markt in die Stadt bringen, bis zum Vieh höchsten Preis, und was sie zur täglichen Nahrung brauchen, das haben sie zu einem großen Teil selbst. Sie müssen es nicht kaufen. Von einer Unterernährung kann da keine Rede sein. Trotz des Kriegs stellt sich der bäuerliche Haushalt nicht schlecht. Anders liegt das bei unserer Arbeiterbevölkerung. Es ist wohl wahr, manche haben nicht gespart in den guten Zeiten. Aber es hat keinen Zweck, das jetzt vorzurücken. Wie jetzt in diesen Kreisen gelebt und entbehrt wird, davon haben die, die nicht hineinsehen, keine Ahnung. Deswegen füge ich einen Küchenzettel bei, wie mir ihn eine Arbeiterfrau — der Mann steht als Landwehrmann bei Ypern, der älteste Sohn als Kriegsfreiwilliger bei Voretto — für ihre Familie mit acht Kindern aufgeschrieben hat:

	Mittags	Abends
Montag	Brot mit Guzi (Marmelade) und Kaffee	Mehlsuppe und Kaffee
Dienstag	Geröstete Kartoffeln u. Kaffee	
Mittwoch	Kaffee und Kartoffeln mit Guzi	Kaffee mit Brot
Donnerstag	Kohlgemüse und Kartoffeln	Mehlsuppe und Kaffee
Freitag	Kartoffeln und Salat	Kaffee und Brot
Samstag	Reisbrei	Kartoffeln und Kaffee
Sonntag	Rirschenwähen und Kaffee	Kaffee und Brot.

In diesem Haushalt fehlt das Fleisch völlig. Es ist unerschwinglich. Natürlich auch die Butter. Als Surrogat sah ich die Kinder die auf der gekochten Milch sich bildende Haut sich aufs Brot streichen. Sie aßen es mit Bonne! Alles in allem liegen die Dinge in dieser Familie noch verhältnismäßig günstig. Die Frau und zwei schulentlassene Kinder arbeiten in der Fabrik, allerdings mit vermindertem Arbeitsverdienst (Seide). Da der Mann und ein Sohn im Feld sind, bezieht sich bei der großen Kinderzahl, die jetzt ein Glück ist, die Kriegsunterstützung auf monatlich 80 Mark. Auch hat die Familie ein Stück Land gepachtet, auf dem sie etwas pflanzt. Wo das fehlt und die Erwerbsverhältnisse ungünstiger liegen, vielleicht überhaupt niemand verdient, weil der Mann im Krieg ist, stellt sich die Ernährung noch geringer. Sie ist auch im vorliegenden Fall wahrhaftig gering. Trotz eines verhältnismäßig nicht unbedeutenden Gesamteinkommens kann diese Familie, weil alles teurer geworden ist und bis die unumgänglich nötigen Anschaffungen und sonstigen Ausgaben bestritten sind, ihre Ernährung heute nicht besser halten, obwohl ja selbstverständlich auch geholfen wird. Die Mutter mag einteilen, wie sie will, bis neun Menschen heute täglich satt geworden sind, braucht es etwas. Auch entbehren sie lieber selbst als daß sie nicht jede Woche an ihre Lieben draußen ein paarmal ihre Paletchen schicken. Man würde aber völlig fehlgehen, wenn man nun meinen würde, unsere Deutschen fühlten sich irgendwie bedrückt. Nie hört man ein Wort der Klage. Es schmeckt ihnen ganz vorzüglich. Sie sind fröhlich und guter Dinge. Die Mutter setzt eine Ehre darein, ihre Aufgabe zu vollbringen und durchzuhalten. Hier ist das vielgebrauchte Wort wirklich am Platz. Die älteren Kinder fühlen das mit und stehen der Mutter bei. Man kann vor dieser prachtvollen Haltung nur Ehrfurcht haben. Und so sind die Meisten. In diesen Schichten ist es nicht nur der Verzicht auf ein wenig Bequemlichkeit und Behagen des Daseins, hier handelt es sich um wirkliches Entbehren und Tragen. Hier spürt man den Krieg wirklich Tag für Tag. Vor der Art, wie die meisten unserer kleinen Leute sich dazu stellen, kann man nur die größte Achtung haben. Das denke ich immer wieder, wenn ich in die Familien hineinsehe und bewundern muß, wie sie sich schicken in die Zeit und sich wehren. Aber eines — und damit komme ich auf die so berechtigte Warnung der „Frankfurter Zeitung“ vom letzten Donnerstag zurück — eines dürfte jetzt nicht kommen: das Brot darf

nicht teurer werden! Wir stehen für breite Schichten unseres Volkes jetzt hart an der Grenze und haben sie zum Teil schon überschritten, wo die Frauen und Kinder derer Schaden nehmen, die draußen für uns kämpfen, auch für die Landwirtschaft kämpfen, daß sie ungefährdet den Segen der Felder heimbringen und wohl verwerten kann. Was für sie gilt, höhere Unkosten, um bereitwillig jetzt die Höchstpreise für Getreide hinaufgesetzt werden sollen, das gilt heute für alle Erwerbsstände. Für alle aber, auch für sie, sollte ausnahmslos auch das Wort des Apostels gelten: Einer trage des andern Last. Wo jetzt am meisten Last getragen wird, darüber kann kein Zweifel sein. Sie darf in keinem Fall durch eine Erhöhung der Brotpreise schwerer gemacht werden. Vielmehr, wenn irgend möglich, etwas leichter. (Soweit die Zuschrift. — Nach den neuesten Berichten scheint allerdings zum Glück die Gefahr einer weiteren Brotpreiserhöhung vorüber zu sein. Die Red.)